

Zur Notwendigkeit des  
interreligiösen Austausches

## Der Dialog zwischen den Religionen

Manfred Spieker

Nach Notwendigkeit, Zielen und Grenzen des interreligiösen Dialoges zu fragen legt eine Antwort in drei Schritten nahe. Warum ist der interreligiöse Dialog notwendig? Was sind seine Ziele? Wo liegen die Grenzen?

Der interreligiöse Dialog ist notwendig. An dieser Notwendigkeit kann es aus der Sicht der katholischen Kirche keinen Zweifel geben. Wenn sich die Kirche, wie das Zweite Vatikanische Konzil gleich am Anfang seiner dogmatischen Konstitution über die Kirche erklärt, als „Zeichen und Werkzeug“ für die innigste Vereinigung des Menschen mit Gott und „für die Einheit der ganzen Menschheit“ versteht, dann gehört nicht nur die Ökumene mit allen Christen, sondern auch der interreligiöse Dialog zu ihren elementaren Pflichten. In seiner Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen hat das Konzil vor vierzig Jahren die Notwendigkeit dieses Dialoges betont. Es ermahnte die Katholiken, mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch und Zusammenarbeit mit den Bekennern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens die geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich in anderen Religionen finden, anzuerkennen und zu fördern. Die Kirche hat mit dem von Papst Paul VI. schon 1964 errichteten Sekretariat für die Nichtchristen, das später zum Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog wurde, diesem Dialog auch einen institutionellen, das heißt auf Dauer angelegten Rahmen gegeben.

Wie begründet die Kirche die Notwendigkeit dieses Dialoges? Warum begreift sie sich ebenso als Werkzeug für die Einheit der ganzen Menschheit wie für die innigste Vereinigung der Menschen – aller Menschen – mit Gott? Warum schließt das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe den interreligiösen Dialog ein? Weil wir, so das Konzil, Gott, den Vater aller, nicht anrufen können, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern.

### Das Gebot des Gespräches und der Zusammenarbeit

Wir können auch noch einen Schritt weiter gehen und das Gebot des interreligiösen Dialoges mit der Inkarnation selbst begründen. Weil Gott in Jesus Christus selbst Mensch wurde und sich – aus Liebe – nicht zu schade war, Knechtsgestalt anzunehmen und uns gleich zu werden (Philipper 2, 6–8); deshalb haben auch die Christen die Pflicht, sich aller Nöte in der Welt anzunehmen und auf alle Menschen – Angehörige anderer Religionen ebenso wie Ungläubige – zuzugehen und ihnen das Heil zu verkünden. Die Menschwerdung Gottes in Bethlehem ist die tiefste theologische Wurzel des interreligiösen Dialoges.

Wird der interreligiöse Dialog nicht nur aus der Sicht der Kirche und des Auftrages Jesu an seine Jünger betrachtet, sondern auch aus der Sicht der Gesellschaft, dann zeigen sich auch hier verschiedene Imperative, die ihn unaus-

weichlich machen. Die Nöte der Welt gebieten den Dialog zwischen den Religionen. Die Nöte der Welt beginnen in unserer eigenen Gesellschaft. Die Integration von weit über drei Millionen Muslimen, das Zusammenleben mit Menschen verschiedener Religionen und einer großen Zahl von Agnostikern und Atheisten gebieten nicht nur den Dialog mit der Welt, sondern auch den interreligiösen Dialog, den Papst Johannes Paul II. pflegte wie kein Papst vor ihm.

Auf globaler Ebene ist der Dialog nicht weniger von Bedeutung. Die Globalisierung ist nicht nur ein technischer und ökonomischer Vorgang, der sich seit Jahren entfaltet – mit vielen Chancen, aber auch mit manchen Gefahren. Sie ist auch ein kulturelles Problem, und da Kulturen hauptsächlich von Religionen geprägt sind, ist sie auch eine Herausforderung für den interreligiösen Dialog. Er hat eine zentrale Bedeutung für eine umfassende und humane Entwicklung der Menschheit, für soziale Gerechtigkeit, für den Frieden zwischen den Völkern und Kulturen, für die Achtung der Menschenrechte und den Kampf gegen den Terrorismus.

Schon das Zweite Vatikanische Konzil ermahnte die Katholiken 1965, in ihren Beziehungen zu den Muslimen „das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen“, und zum Abschluss des großen Jubiläums im Heiligen Jahr 2000 mahnte Johannes Paul II. in seinem Schreiben *Novo Millennio Ineunte*, den interreligiösen Dialog angesichts „eines immer ausgeprägteren kulturellen und religiösen Pluralismus“ weiterzuführen, „um eine sichere Voraussetzung für den Frieden zu schaffen und das düstere Gespenst der Religionskriege zu vertrei-

ben“. Das Ziel, das Johannes Paul II. dem interreligiösen Dialog hier gesetzt hat, könnte den Eindruck erwecken, als habe er sich das von Hans Küng ausgerufene „Projekt Weltethos“ zu Eigen gemacht. Doch dieser Eindruck täuscht. Es geht Johannes Paul II. nicht darum, den interreligiösen Dialog dem Weltfrieden unterzuordnen. Eine solche Unterordnung würde den interreligiösen Dialog für einen politischen Zweck instrumentalisieren.

## Ziele und Kernfragen

Um welcher Ziele willen wird der interreligiöse Dialog dann geführt? Ist der Weltfriede denn ein so geringes Gut, dass er nicht ausreicht, um die Notwendigkeit des interreligiösen Dialoges zu begründen? Dies wird zumindest von den Christen niemand behaupten wollen, hat doch Jesus selbst in der Bergpredigt die Friedensstifter selig gepriesen und Söhne Gottes genannt (Matthäus 5, 9). Den Frieden in der Welt und die Integration in multireligiösen und multikulturellen Gesellschaften zu fördern, die soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen, den Menschenrechten Geltung zu verschaffen und den Terrorismus zu bekämpfen sind mithin völlig legitime Ziele des interreligiösen Dialoges. Er wird deshalb immer Verständigung anstreben und das ins Auge fassen, so das Konzil, „was den Menschen gemeinsam ist und sie zur Gemeinschaft untereinander führt“. Schon der Apostel Paulus hat in seiner Rede auf dem Areopag den frommen Griechen, die einen unbekanntem Gott verehrten, diese Anerkennung zukommen lassen (Apostelgeschichte 17, 22–34). Er hat ihnen aber auch verkündet, dass Gott allen Menschen, also auch ihnen, durch einen einzigen Menschen, Jesus Christus, das Heil geschenkt hat.

Damit ist die Kernfrage des interreligiösen Dialoges berührt. Welche Rolle spielt in ihm die Verkündigung des Evangeliums? Muss sie unterbleiben oder we-

nigstens ihr Skandalon, Menschwerdung, Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi, umgehen? Lässt sich sein Ziel Frieden und Gerechtigkeit nur erreichen, wenn die Frage nach der Wahrheit ausgespart und der Absolutheits- und Universalitätsanspruch preisgegeben wird? In der so genannten Theologie der Religionen gibt es eine Reihe von Ansätzen, die eben dies fordern. Diese Ansätze betrachten alle Religionen als grundsätzlich gleichrangig. Sie interpretieren sie als vielfältige Offenbarungen und als unterschiedliche Wege zum Reich Gottes. Nicht von Jesus Christus und der Kirche soll deshalb im interreligiösen Dialog die Rede sein, sondern von Spiritualität und Mystik.

Der Universalitätsanspruch des christlichen Glaubens und der Kirche wird abgelöst durch einen Universalitätsanspruch des Geistes Gottes, der, so der in Madras lehrende Felix Wilfred, „aus den Tiefen des Geistes wie aus einer Quelle (entspringt) ... und wie ein mächtig aufsteigender Strom die institutionellen Ufer (überflutet)“. Die Theologie der Religionen, wie sie diesem pluralistisch genannten Ansatz vorschwebt, müsse deshalb „mystischer Natur“ sein.

Zu den Vertretern dieses pluralistischen Ansatzes gehört auch Raimon Panikkar, der seine Position als eine „interkulturelle“ definiert. Es sei kein Problem, „als Christ einer anderen Religion anzugehören, solange dies keine Verneinung des christlichen Glaubens bedeutet und es nicht zum Skandal kommt“. Schließlich seien Religionen „nicht wie Parteien, bei denen man nur jeweils in einer einzigen Mitglied sein kann“. Er selbst habe einen Weg vom Christentum über den Hinduismus zum Buddhismus durchlaufen, „ohne jedoch aufgehört zu haben, ein Christ zu sein“. Das Christentum selbst ist für Panikkar eine „synkretistische Religion“, ja eine Sekte, weil man ohne die „abrahamitisch-griechische Kultur de

facto kein gewöhnlicher Christ sein kann“. Die relativistische Theologie der Religionen folgt den Spuren Lessings, der in seiner Ringparabel Nathan den Weisen schon 1779 verkünden ließ, Judentum, Christentum und Islam unterschieden sich allenfalls in „Kleidung, Speis und Trank“, nicht aber im Hinblick auf die Wahrheit, weshalb ihre Angehörigen nicht darüber wetteifern sollten, welche Religion die wahre sei. Vielmehr sollten sie mit Sanftmut, Verlässlichkeit und Wohltun um die besten Taten wetteifern.

### Religion der Vernunft

Dieser sich aufgeklärt dünkende Relativismus findet seinen Kritiker in Joseph Ratzinger, der gegen Lessings Ringparabel den Einwand erhebt, die Wahrheitsfrage durch die Frage nach der heilenden und reinigenden Wirkung der Religion zu ersetzen. Wenn aber „das Wahre nicht mehr erkennbar und vom Unwahren nicht mehr unterscheidbar ist, ... wird auch das Gute unerkennbar; die Unterscheidung zwischen dem Guten und dem Bösen verliert ihren Grund“. Ratzinger verteidigt das Christentum schon in seinem frühen *Opus Magnum*, der 1968 erschienenen *Einführung in das Christentum*, als eine Religion der Vernunft, als eine Religion des Logos, des Wortes Gottes, das in die Geschichte eingetreten ist. Der christliche Glaube ist „die Option für die Priorität der Vernunft“, ohne deshalb an die griechische Kultur gebunden zu sein, wie Vertreter der relativistischen Position in der Theologie der Religionen immer wieder behaupten. Der christliche Glaube hat deshalb immer an der Wahrheitsfrage festgehalten, und er wird dies auch im interreligiösen Dialog immer tun müssen.

„Wenn der Mensch nach den wesentlichen Dingen seines Lebens, nach seinem Woher und Wohin, nach seinem Sollen und Dürfen, nach Leben und Sterben nicht mehr vernünftig fragen kann, sondern diese entscheidenden Probleme einem

von der Vernunft abgetrennten Gefühl überlassen muss, dann erhebt er die Vernunft nicht, sondern entehrt sie.“ Das Fazit der Kritik Ratzingers lautet: „Der Pluralismus bricht klar mit dem Glauben, dass allein von Christus das Heil kommt und dass zu Christus seine Kirche gehört.“

Wie steht es angesichts dieser Kritik dann mit dem interreligiösen Dialog? Hat er noch einen Sinn? Können sich seine Partner noch auf gleicher Augenhöhe begegnen? Die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil unterstrichene Notwendigkeit dieses Dialoges wird auch durch die Erklärung der Glaubenskongregation *Dominus Jesus* vom 6. August 2000 nicht zurückgenommen. Sie bezeichnet diesen Dialog als einen Teil des Evangelisierungsauftrages der Kirche, deren anderer Teil die Verkündigung des Glaubens ist. Der interreligiöse Dialog ist also nicht selbst schon Mission. Er zielt auf Verständigung. Die Partner wollen einander besser kennen lernen, den anderen und sich selbst besser verstehen, aber „in Gehorsam gegenüber der Wahrheit und mit Respekt vor der Freiheit“. Parität, Liebe und Freiheit werden auch von *Dominus Jesus* als Voraussetzungen des interreligiösen Dialoges bezeichnet. Aber die Parität „bezieht sich auf die gleiche personale Würde des Partners, nicht auf die Lehrinhalte und noch weniger auf Jesus Christus, den Mensch gewordenen Sohn Gottes, im Vergleich zu den Gründern der anderen Religionen“.

Die Anerkennung des Wahrheitsanspruches ist die Basis jedes interreligiösen Dialoges, ja jeder Kommunikation. Die Frage nach der Wahrheit um des Friedens willen zu minimalisieren, zu privatisieren oder ganz auszuklammern fördert den interreligiösen Dialog nicht, sondern zerstört ihn. Alle Religionen als gleich wahr zu betrachten, wie in der pluralistischen Position der Theologie der Religionen, sei nämlich, so die internationale Theologenkommision, „gleichbedeutend mit der Erklärung, dass alle falsch sind“.

Die Diskussion über die Ziele des interreligiösen Dialoges hat in der Regel den Dialog der theologischen Experten im Auge, die sich über die verschiedenen religiösen Bekenntnisse und Traditionen unterhalten. Neben dieser Form des Dialoges gibt es aber noch weitere Formen, den Dialog des Lebens, den Dialog des Handelns und den Dialog der religiösen Erfahrung.

### Dialoge des Lebens und Handelns

Im Dialog des Lebens geht es um das Zusammenleben mit Menschen anderer Konfessionen und Religionen in einer offenen Gesellschaft, um das Teilen alltäglicher Probleme in der Nachbarschaft, in Schule und Beruf, in Vereinen, Krankenhäusern und Altenheimen. Wer hat dort nicht schon Menschen anderer Religionen und Kulturen angetroffen, die genauso von Freude und Leid betroffen sind wie Christen?

Im Dialog des Handelns arbeiten die Angehörigen verschiedener Religionen zusammen, um die Lebenslage der Menschen zu verbessern. Die Bewältigung von Naturkatastrophen, die Förderung einer umfassenden Entwicklung der Völker, der Schutz der Menschenrechte, kurz Gerechtigkeit und Frieden, gebieten eine solche Zusammenarbeit. Sie ist möglich ohne Einheit im Glauben, wie sie auch schon seit langem möglich ist unter den verschiedenen christlichen Konfessionen. Den legitimen Pluralismus in politischen und wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Angelegenheiten zu akzeptieren ist eine Voraussetzung des Dialoges des Handelns.

Schon bei den Katholiken oder den Protestanten bedeutet der gemeinsame Glaube ja nicht, dass sie auch in politischen Fragen die gleichen Positionen vertreten würden. Der Schutz der Menschenwürde gebietet jedoch den Dialog des Handelns, um Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit zu fördern. Immer wieder haben

die Päpste, das Zweite Vatikanische Konzil und insbesondere Johannes Paul II. zu dieser Zusammenarbeit aufgerufen und für diese Zusammenarbeit die Soziallehre der Kirche als besonders geeignetes Instrument empfohlen.

### Dialog der religiösen Erfahrung

Die vierte Form des interreligiösen Dialoges schließlich ist der Dialog der religiösen Erfahrung. In ihm teilen sich Angehörige verschiedener Religionen ihren spirituellen Reichtum mit. Eine im zwanzigsten Jahrhundert gegründete katholische Bewegung, die sich dieses Dialoges besonders angenommen hat und sich der Einheit unter den Gläubigen verschiedener Religionen widmet, ist die von Chiara Lubich 1944 gegründete Fokolarbewegung. Sie über das Gebet und die Betrachtung, den Glauben und die Suche nach Gott auszutauschen ist der Sinn dieser Form des Dialoges, die sich mit dem Dialog der theologischen Experten überschneiden kann. Dieser Dialog der religiösen Erfahrung kann auch, wie mehrmals bei den Friedensgebeten von Assisi geschehen, in den Dienst eines gemeinsamen Zieles, eben des Friedens in der Welt, gestellt werden. Wird in diesem Dialog der religiösen Erfahrung gebetet, geht es nicht um ein gemeinsames Gebet zu einem synkretistischen höheren Wesen, sondern darum, dass sich jeder gemäß seiner eigenen Tradition dem Gebet widmet. Die Christen beten zum dreifaltigen Gott, der sich in Jesus Christus offenbart hat.

### Grenzen des Austausches

Wenn abschließend nach den Grenzen des interreligiösen Dialoges zu fragen ist, dann ist zunächst festzuhalten, dass die wichtigste Grenze die Wahrheitsfrage ist. Die Wahrheitsfrage um der Verständigung oder der *political correctness* willen zu vermeiden entzieht dem interreligiösen Dialog sein Fundament. Das hat zur Folge, dass auch der Einsatz für eine hu-

mane Gesellschaft, der Wetteifer um die besten Taten, der in der Tradition Lessings wichtiger sein soll als die Wahrheitsfrage, unmöglich wird. Die Frage nach dem Wahren und die Frage nach dem Guten sind eben nicht voneinander zu trennen.

Eine zweite wichtige Grenze für den interreligiösen Dialog ergibt sich aus dem ihm gesetzten Ziel, für Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit einzutreten. Gerade wenn der interreligiöse Dialog dazu beitragen soll, „gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, ... des Friedens und der Freiheit für alle Menschen“, wie es das Zweite Vatikanische Konzil im Hinblick auf das Verhältnis von Christen und Muslimen formuliert hat, dann muss im Dialog auch über jene Elemente einer Religion gesprochen werden, die der Förderung der sozialen Gerechtigkeit, des Friedens und der Freiheit für alle Menschen entgegenstehen. Solche Elemente gibt es, und es sind in manchen Religionen wie dem Islam nicht wenige.

Der Koran enthält eine Reihe von Versen, die die Entwicklung einer humanen und das heißt gerechten, friedlichen und demokratischen Gesellschaft erschweren. Die Vorstellung von Gott als dem alleinigen Gesetzgeber auch in zeitlichen Dingen ist mit einer demokratischen politischen Ordnung nicht vereinbar. Sie negiert die Trennung von Religion und Politik und führt dazu, dass sich die Staatsgewalten der Exekutive, der Legislative und der Judikative immer den Ayatollahs, dem Rat der Glaubenswächter, unterordnen müssen und dass die Scharia in vielen islamischen Staaten das öffentliche Leben, mithin auch das Leben der Nichtmuslime, reglementiert.

Der Koran enthält eine Reihe von Suren, die der Frau die gleiche Würde wie dem Mann absprechen, ja dem Mann das Züchtigungsrecht gegenüber der Frau einräumen und dazu führen, dass die

Frau im Zivilrecht, vor allem im Ehe-, Erb- und Prozessrecht, benachteiligt wird. Bei aller Vielfalt, ja Widersprüchlichkeit enthält der Koran zahlreiche Suren, die den Glauben der Christen und Juden als defiziente Vorläuferformen des Islam, ja als häretische Formen eines Gottesglaubens denunzieren, die die Christen und Juden den Ungläubigen gleichstellen und dazu führen, dass es in islamischen Ländern keine Religionsfreiheit und auch kein volles Bürgerrecht für Juden und Christen gibt. Er enthält ebenfalls Suren, die die Muslime zur Gewaltanwendung gegenüber Ungläubigen auffordern, die sie schon unmittelbar nach Mohammeds Tod im siebten Jahrhundert zu einer gewaltsamen Eroberung nicht-muslimischer Gebiete veranlassten und bis heute eine Militarisierung islamischer Staaten zu rechtfertigen scheinen. Der Koran enthält schließlich eine Sure, die dem, der im Kampf für Allah stirbt, das Paradies und im Paradies den Vorrang vor denen verspricht, die zu Hause sterben (4,95). Diese Sure scheint die religiöse Quelle zu sein für das Phänomen der Selbstmordattentäter, das es fast nur in islamischen Gesellschaften gibt und das zur Geisel des einundzwanzigsten Jahrhunderts zu werden scheint.

### Botschaft des Friedens

Der Friede wird nicht durch das Gespräch über derartige Elemente in einer Religion gestört, sondern durch diese Elemente sei es der Religion selbst, sei es der von ihr geprägten Kultur. Es gibt degenerierte und kranke Religionsformen, die den Menschen nicht aufbauen, sondern entfremden. Und die Christen? Sind sie frei von Torheit, Boshaftigkeit und Sünde? Hier

gilt es zu unterscheiden zwischen dem Evangelium und dem Glauben der Christen einerseits und dem Leben der Christen andererseits. Das Evangelium, das den Menschen in der Verkündigung oder im interreligiösen Dialog nahe zu bringen Auftrag der Kirche ist, darf in Anspruch nehmen, den Menschen – alle Menschen – zu seinem ewigen Heil zu führen und Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit in der Welt zu fördern. Es ist ohne Torheit, Boshaftigkeit und Sünde. Jesus wurde in Bethlehem uns gleich in allem außer der Sünde. Das Leben und Handeln der Christen aber ist oft genug auch in der Kirche von der Sünde verdunkelt worden. Die Kirche ist, so hat es Benedikt XVI. in der Vigilfeier beim Kölner Weltjugendtag am 20. August 2005 formuliert, „ein Netz mit guten und schlechten Fischen, ein Acker mit Weizen und Unkraut“, und er hat an das Schuldbekenntnis Johannes Pauls II. im Heiligen Jahr 2000 erinnert, in dem der Papst um Verzeihung bat „für das, was durch das Handeln und Reden von Menschen der Kirche an Bösem in der Geschichte geschehen ist“.

Benedikt XVI. forderte dazu auf, es den drei Königen gleichzutun, die nach Bethlehem gekommen waren, um dem König der Juden zu huldigen, und nur ein kleines Kind im Stall fanden, vor dem sie dennoch niederfielen, um es anzubeten. Diese geheimnisvollen Weisen aus dem Orient, von denen wir so wenig wissen, waren vermutlich die Ersten, die den interreligiösen Dialog vor zwei Jahrtausenden gepflegt haben – schon bevor sie sich auf den Weg nach Jerusalem machten und erst recht danach, als sie auf einem anderen Weg heimkehrten in ihre Länder mit anderen Religionen und Kulturen.